
Felix Philipp Ingold

Felix Philipp Ingold, geboren am 25. 7. 1942 in Basel. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, Slawistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Basel und Paris (an der Sorbonne, an der École Nationale des Langues Orientales Vivantes und am Collège de France), Forschungsaufenthalte in Moskau (1965 bis 1966), Prag und Warschau. 1968 Dr. phil. (Dissertation über den russischen Dichter und Übersetzer Innokentij Annenskij). Danach Arbeit als Publizist, Übersetzer und Journalist, verbunden mit reger Reisetätigkeit in Polen und der Tschechoslowakei. Seit 1971 Ordinarius für Kultur- und Sozialgeschichte Russlands an der Universität St. Gallen, daneben auch Dozent an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Herausgeber der Reihe „Arbeiten auf Papier“ im Verlag Kleinheinrich. Lebt in Zürich und Romainmôtier.

* 25. Juli 1942

von Martin Zingg

Preise

Preise: Werkbeitrag der Staatlichen Literaturkredit-Kommission Basel (1965); Petrarca-Preis (1989); Riehener Kulturpreis (1992); Ehrengabe des Kantons Zürich (1997); Großer Literaturpreis des Kantons Bern (1998); manuskripte-Preis (2001); Ernst-Jandl-Preis (2003); Erlanger Literaturpreis für Poesie als Übersetzung (2005); Basler Lyrikpreis (2009); Weiterschreiben/Spezialpreis Literaturvermittlung der Stadt Bern (2009); „Schweizer Literaturperle“ (2009) für „Gegengabe“; Preis der Schweizerischen Schillerstiftung (2012); Anerkennungspreis für Literatur der Präsidiabteilung der Stadt Zürich (2013).

Essay

Was am Werk des deutschschweizer Schriftstellers Felix Philipp Ingold zuerst auffällt, ist dessen enorme Breite und Vielfalt. Es umfasst so gut wie alle literarischen Gattungen, mit Ausnahme des Dramas; ein Hörspiel, „Umnachtung“, das 1965 ausgestrahlt wurde, ist der bisher einzige Versuch im dramatischen Bereich. Ingold schreibt Gedichte, Romane, Erzählungen, kurze Prosa, Aufsätze, Essays und journalistische Texte. Er verfasst aber auch literaturwissenschaftliche und kulturhistorische Arbeiten, wobei die Spannweite seiner Themen von Malerei über Aviatik bis hin zu kulturpolitischen Entwicklungen reicht. Er gibt Sammelwerke und Editionen heraus und übersetzt zudem aus mehreren Sprachen. Sein immenses Werk – das gehört mit zu dessen Erscheinungsbild – ist in zahlreichen großen und kleinen Verlagen erschienen, einiges ist nur greifbar in Zeitschriften und Zeitungen mit unterschiedlich großer Reichweite, anderes lediglich in Sammelwerken, die sich an ein kleines Publikum richten.

Das solchermaßen breit gestreute Werk bildet jedoch, bei aller thematischen und formalen Vielfalt, ein Ganzes und kennt keine Hierarchie. So zeichnen sich

beispielsweise die journalistischen Arbeiten, mit denen Ingold regelmäßig über aktuelle Tendenzen der russischen, früher der sowjetischen, Kulturpolitik oder über neue Forschungsergebnisse der Slawistik informiert, durch dieselbe sprachliche und inhaltliche Sorgfalt aus, die auch seinen Essays und wissenschaftlichen Arbeiten eignet. Auch damit unterstreicht Ingold seinen wiederholt formulierten Anspruch, kontinuierlich an einem riesigen Textgewebe weiterzuschreiben, in welchem die unterschiedlichsten Texte in einen engen Zusammenhang rücken und einander wechselseitig erhellen. Vordergründig sichtbar wird dies etwa, wenn er in einen Essayband Gedichte einrückt und sie gleichrangig neben diskursive Texte stellt, oder wenn umgekehrt diskursive Elemente in seine Lyrik oder Prosa Eingang finden und damit auch überkommene Gattungsgrenzen mit Bedacht verwischt werden.

Das literarische Werk Ingolds ist in hohem Maße geprägt von seiner Tätigkeit als Literaturwissenschaftler und Übersetzer. Als Slawist erschließt er seit Jahrzehnten einem westlichen Publikum literarische und im weitesten Sinne kulturelle Errungenschaften vor allem Russlands. Hier wirkt er als einer der wenigen deutschsprachigen Vermittler, die mit profunden Kenntnissen begabt sind, und bei dieser Arbeit hat er auch eine Reihe von theoretischen Impulsen empfangen, die sein literarisches Schreiben geprägt haben. Dazu gehören die theoretischen Anregungen der russischen Formalisten, welche die Eigengesetzlichkeit des dichterischen Wortes unterstreichen und das Wort primär als Wort ansehen, nicht als bloßen Repräsentanten des benannten Objekts oder als Ausdruck eines Gefühls.

Als Übersetzer wiederum hat er eine große Zahl von Werken nicht allein aus dem Russischen und Tschechischen, sondern auch aus dem Französischen ins Deutsche übertragen. Dabei begnügt er sich nicht mit der Übersetzung. Nicht selten werden die übertragenen Werke und deren Autorinnen und Autoren für Ingold zum Ausgangspunkt von Essays, und darüber hinaus setzt er sich auch in seinen unmittelbar literarischen Arbeiten mit ihnen auseinander und denkt sie gleichsam weiter. So begegnet man einigen von ihm übersetzten Autoren immer wieder auch in seinen Gedichten und poetologischen Versuchen, in denen ihre Texte weitergedacht werden und damit nachwirken. Auf diese Weise werden auch die übertragenen Werke einbezogen in den weiträumigen, umfassenden Gesamttext, an dem Ingold schreibt.

Dass andere schon daran geschrieben haben, davor und zur gleichen Zeit wie er, dass er also auf bereits Entstandenes reagiert und etwas fortschreibt, ist eine poetologische Voraussetzung, die Ingold immer wieder mit Nachdruck betont: „(...) dieses Verfahren der *Hervorbringung des Neuen aus dem Alten*, der stetigen Erweiterung des real Gegebenen auf ein immer wieder Anderes, Mögliches hin – das ist es, das ist alles, was Kreativität leisten kann. Kein Autor vermag Niedagewesenes zu schaffen; was Künstler, was Dichter tun, was sie tun *können*, ist demgegenüber vergleichsweise bescheiden – und ist dennoch eine Kunst: die Kunst ‚schöpferisch‘ zu sein, indem man die Möglichkeiten all dessen *ausschöpft*, was je schon dagewesen ist (...).“ Wiederholt hat Ingold auch auf eine Folge hingewiesen, die sich aus diesem Verständnis des Autors ergibt: „Klar ist, daß der Autor, wo er der Sprache zu solchem Sprechen verhilft, nicht mehr in der Lage ist, außersprachliche Gegebenheiten zu besprechen, sie transitiv zu erschließen, zu ordnen, zu erklären (...).“

Gemessen an seiner höchst eindrücklichen Vielfalt und Qualität ist Ingolds Werk bisher eher zögerlich rezipiert worden. Das ist auch darum erstaunlich, weil er mit seiner umfangreichen Essayistik zahlreiche direkte und indirekte Hilfen für das Verständnis seiner Arbeit anbietet, aber möglicherweise ist es gerade das Odium des „poeta doctus“, das viele Kritiker und Kritikerinnen davon abhält, sich mit seinem Werk auseinanderzusetzen. Ein anderer Grund könnte darin liegen, dass die von Ingold öfter formulierte These vom „Ende des Autors“ falsch verstanden wird. Ingold möchte vor allem die Überschätzung der Instanz „Autor“ relativieren und eine bescheidenere Auffassung dessen zur Diskussion stellen, was ein Dichter ist oder leisten kann. Schließlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass Ingolds Werk eine ganz andere Leseweise erfordert als das Gros der zeitgenössischen Literatur.

Ingold hat mit Gedichten debütiert. 1967, da war er 25 Jahre alt, erschien der Gedichtband „Schwarz auf Schnee“, diesem folgte, zwei Jahre später, der Band „Spleen und überhaupt“. Die zwei Bände lassen schon früh eine große lyrische Begabung erkennen. Über den debütierenden Ingold meinte Karl Krolow am Rias Berlin: „Durchweg sind sie von äußerster Knappheit, dabei jeweils von hoher Leuchtkraft, von Plastizität dazu, hervorgerufen von bemerkenswerter Umrißschärfe des einzelnen Gedichts. Man meint zuweilen, Ingold habe es – vor allem andern – auf solche Konturenklarheit angelegt, die andererseits dem Gedicht etwas Skizzenhaftes, nicht Durchgeführtes, lediglich in der Andeutung Belassenes gibt. Eine etwas gefährliche Gabe also. Aber Ingolds Arbeiten sind keine Impressionen. Sie haben nicht nur Umriß, sondern Inhalt, einen freilich ungemein knapp erscheinenden, gerafften jeweiligen Stoff: die Erinnerung an eine Stadt, eine Landschaft, ein Kunstwerk, eine Jahreszeit, einen Dichter.“

Neben den beiden Publikationen als Lyriker trat Ingold zu diesem Zeitpunkt als literarischer Autor noch wenig in Erscheinung. Er betätigte sich lange Zeit vorwiegend als Herausgeber und Übersetzer, beispielsweise veröffentlichte er 1969 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ eine Übersetzung des bedeutenden Textes „Was ist Poesie?“ des tschechischen Theoretikers Roman Jakobson und gab im selben Jahr auch zwei schmale Bände mit Aufsätzen von Alexander Solschenizyn heraus, „Von der Verantwortung des Schriftstellers“. Es folgten Editionen von Materialienbänden zu literaturwissenschaftlichen Fragen und zur russischen Kunst-, Literatur- und Geistesgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, eine komparatistische Untersuchung zur europäischen Flug- und Fliegerliteratur zwischen 1909 und 1927, „Literatur und Aviatik“, sowie zahlreiche Aufsätze und Übersetzungen.

1980 erschien der erste Prosaband Ingolds, „Leben Lamberts“. Der Band enthält sechs Erzählungen mit anspielungsreichen Titeln – etwa: „Niccolai für Gogol“, „Aida N.“ oder „Romane für Jakobson“ – sowie, im Anhang, ein Orts- und Namenverzeichnis. Dieses verknüpft eine Reihe von Autorennamen und geografischen Orten mit entsprechenden Seitenzahlen, wobei diese nur zum Schein genaue Verweise darstellen. Die Erzählungen lösen die durch das Verzeichnis suggerierte „Ordnung“ wieder auf, zugleich macht das Verzeichnis das literarische Umfeld deutlich, aus dem sich die Erzählungen indirekt speisen; es nennt einige der Autoren und Autorinnen, an deren Texte die hier vorliegenden in irgendeiner Weise anknüpfen, ohne dass sie sich allerdings explizit auf diese beziehen.

Ein gemeinsames Merkmal der Erzählungen ist die Verweigerung jeder Linearität. Der Bezugspunkt des Erzählens liegt nicht im Erzählten, sondern im Erzählen selbst. Die Figuren, wie etwa Lambert in der titelgebenden Erzählung, lassen sich nicht eindeutig identifizieren, vielmehr gewinnen sie im Verlauf des Erzählens, durch häufigen Wechsel der Perspektive, eine Vieldeutigkeit, die die Leseaufmerksamkeit immer wieder von der Handlung weg auf den Erzählprozess hin verschiebt. „Lambert“ wird zu einem Namen für verschiedene Gestalten, die sich alle, kaum scheinen sie Kontur und Stimme gewonnen zu haben, als Setzungen entpuppen, die in einem Spiegelkabinett des Erzählens vorgeführt und variiert werden. „Lambert lebte schon, bevor er überhaupt auftrat“, heißt es an einer Stelle, und diese Feststellung wird untermauert mit einer (nicht näher belegten) Notiz von Dostojewski aus dem Jahr 1859 – von der an diesem Punkt des Textes längst nicht mehr sicher sein kann, ob es sie in dieser Form wirklich, also nachweisbar auch außerhalb dieses Textes, gibt: „Auf meinem Bett, oder besser: auf meinen Beinen saß Herr Lambert. Jeder Zweifel war ausgeschlossen: er war es.“ Das Autoritätszitat, mit dem die Existenz der fiktiven Figur beglaubigt werden soll, ist seinerseits fiktiv. Und einige Zeilen weiter wird gar eine Romanfigur Dostojewskis, Raskolnikow, als „Gewährsperson“ gebraucht. 1866, heißt es, sei Raskolnikow im Traum an den Ort seines Verbrechens zurückgekehrt und beim Aufwachen habe er einen ihm völlig unbekanntem Mann auf der Türschwelle liegen sehen – „Damals soll sich auch Lambert in Petersburg aufgehalten haben.“

In immer neuen Anläufen wird Lambert als Figur vorgestellt und mit scheinbar plausiblen Hinweisen festgemacht an der historischen Wirklichkeit. Erfahrbare Wirklichkeit und überlieferte Literatur verschränken sich und werden allmählich ein Ganzes, aus dem sich „Lamberts Leben“ speist. Lambert nomadisiert durch die Orte und durch die Zeiten, hält sich einmal in Petersburg auf, dann wieder entwirft er einen Hygrometer, lernt in Zürich Bodmer und Lavater kennen, regt letzteren zur Ausarbeitung einer Physiognomik an und ist vor allem, das ist der am breitesten gezeichnete Erzählstrang, ein bedeutender Flugpionier, der am Ende mit seinem Flugapparat abstürzt und seinen Absturz mit einer theoretischen Volte kommentieren kann. Lambert ist alles zugleich – und ist das alles nie lange, denn jedesmal, kaum hat die Erzählung eine Richtung eingeschlagen, wird die sorgsam entfaltete Illusion als solche kenntlich gemacht und damit zerstört. Dies besorgt die Figur Lambert – oder genauer: eine der zahlreichen Figuren mit Namen Lambert – gleich selber, mit kleinen, angeblich nachgelassenen Exkursen: „Nein, der Autor zählt nicht. Wichtig ist, daß die Geschichte (...) allein durch sich, wie jede andere Vita auch, existiert.“ Und: „Der Text muß meinen Willen überholen, es sollte darin mehr enthalten sein, als ich selbst eingebracht habe. Gelingt das aber nicht, so war die Niederschrift des Texts ebenso überflüssig, wie es dessen Lektüre sein wird.“ Am deutlichsten wird das Erzählprogramm in einer nicht verwirklichten Absicht Lamberts: „Die Idee, von der Lambert zeitlebens beherrscht war, die er jedoch nur als Projekt formulieren konnte und – obwohl von Kant dazu ermutigt – nicht als Werk zu realisieren vermochte, bestand darin, eine Theorie der Zeichen zu begründen, die für die Theorie der Sache selbst gegolten hätte.“

Dass Zeichen die Sache selbst sind: Das ist mehr als nur eine Spielerei, das ist Teil eines Erzählprogramms, das Ingold in seinem gesamten literarischen Werk erweitern und variieren wird. Deutlich wird das in den Prosawerken, die Ingold

folgen lässt, „Haupts Werk Das Leben“ (1984), „Letzte Liebe“ (1987) und „Ewiges Leben“ (1991).

„Haupts Werk Das Leben“ ist eine Kompilation von thematisch und formal sehr unterschiedlichen Texten. Das Buch, das in die Abschnitte „Haupt“, „Werk“ und „Leben“ gegliedert ist, hat keine Gattungsbezeichnung, wird jedoch eingerahmt von zwei Motti. Am Anfang steht: „... setzt Haupt sich so ins Werk: indem er die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden verwischt.“ Den Schluss markiert ein Zitat von Djuna Barnes: „Seltsam, wie sehr das Leben einem selbst gehört, wenn man es erfunden hat.“

Gedichte stehen neben Notaten, Rezensionen, Essays, Aphorismen, poetologischen Reflexionen, Anekdoten, Skizzen, Erinnerungen, selbst zwei kleine Szenen enthält der umfangreiche Band. Ingold beugt sich darin keinen vorgegebenen Formgesetzen, sondern sucht immer wieder, je nach Gegenstand, die passende, dem Schreiben gemäße Form, welche die größtmögliche Durchlässigkeit verspricht. Vieles lässt er offen, um es anderswo wieder aufzugreifen. Damit werden auch die Einschränkungen teilweise gelockert, die durch die Buchform, also durch etwas Äußerliches, gegeben sind. Einen erkennbaren Aufbau hat das Buch denn auch nicht, und das ist, dem Buch zufolge, durchaus Absicht: „Es müssen Bücher sein, welche man nicht durchliest; aber häufig aufschlägt.“ Und weiter: „An meinem Buch gibt es nichts zu rätseln, aber vieles, dessen man sich bedienen kann; es gibt nichts zu deuten, aber einiges, womit man experimentieren und spielen, worüber man lachen und nachdenken kann (...).“ Der im Titel genannte „Haupt“ scheint das im Buch vorzuleben, er ist ohne personale Konsistenz und fungiert als eine Art Lackmuspapier in unterschiedlichsten Konstellationen und taucht dann und wann auf, meist in reflexiven Passagen. Den spielerischen Umgang mit seinem Buch macht Ingold auch in der Art vor, wie er sich einigen Autoren nähert. Gegenstand seiner literarischen Erkundungsgänge sind beispielsweise die Werke und die Schreibweisen von Ludwig Hohl, Nicolai Gogol, Hans Blumenberg, Vilém Flusser, André Thomkins, Amiel und Giorgio Manganelli. Die Auseinandersetzung mit den Genannten führt er nicht nur aus literaturwissenschaftlicher Distanz, sondern aus einer subjektiven Nähe, die es ihm jederzeit erlaubt, die am fremden Werk gewonnenen Beobachtungen mit dem eigenen, dem ingoldschen Schreiben zu verschränken.

Der Roman „Letzte Liebe“ ist ein mehrschichtiger Text, der in fünf Abschnitten fünf Personen ihre Geschichte erzählen lässt. Diese Geschichten, die aus so unterschiedlichen Perspektiven erzählt werden, bündeln sich zu einer Familientragödie. Dr. Herbert Krahl, etwa 50 Jahre alt, Besitzer und Leiter eines Unternehmens für Mikroelektronik, seine Frau Sylvie, die ihn verlassen wird, der Sohn und die Tochter, beide schon erwachsen, sowie eine namenlose Kunstfigur sind die Protagonisten. Sie werden alle aus ihren gewohnten Bahnen ausbrechen.

In langen Monologen kommen die Familienmitglieder zu Wort, verwandeln sich zugleich ständig, nehmen neue Namen, neue Identitäten an. Der Weg der Selbstfindung führt über das Erzählen, die Figuren müssen sich selbst erfinden. Sie werden dabei begleitet von der namenlosen Kunstfigur, die den Prozess der Identitätssuche im gleichen Maße ermöglicht wie auch zu sabotieren sucht, indem sie von außen, wie mit einer Kamera, wahrnimmt und

mit Überblendungen und Anspielungen den Erzählverlauf sowohl verdeutlicht als auch bricht.

Das Bild, das die Figuren sprechend von sich zu entwerfen suchen, wird so oft verändert, dass deren Identität bis zuletzt fraglich bleiben muss. „Da muß ich nun durch“, heißt es einmal, „muß diese unbekannte Geschichte durchwandern, bis sie ihren Sinn hergibt. Denn wandernd erzeuge ich ihn.“ Im Laufe ihrer „Erwanderung“ wird die auf den ersten Blick banale Geschichte – ein Ehemann entdeckt die Untreue seiner Gattin – durchsichtig auf ihren antiken Ursprung, den Mythos von der tragisch liebenden Ariadne und von Theseus, der den Minotaurus erschlägt. Das Alte scheint im neuen Text durch und entpuppt sich damit als Überschriebenes. Die Figuren des neuzeitlichen Gefühlsdramas, auch das wird immer deutlicher, spielen ihre eigene Rolle, was sie sagen, haben andere zuvor schon gesagt. Der Roman, stellt sich am Ende heraus, ist beides, ein Labyrinth und der Ariadnefaden, der aus ihm herausführt.

Im Mittelpunkt der Erzählung „Ewiges Leben“ steht eine Figur mit dem Namen Hermann Samuel Ingold. Ihr ist der Text gewidmet, wobei offen gelassen wird, ob diese Person mit dem Autor verwandt ist. H.S. Ingold wird schon auf den ersten Seiten charakterisiert als ein unauffälliger, diskreter Mensch, „Ingold war, wenn man das überhaupt sagen kann, fast nichts, weniger als ein ... als zum Beispiel eine Stubenfliege (...).“ Und zugleich heißt es: „Ja. Ingold ist meine Erfindung, wirklich, er hat gelebt.“

Hermann Samuel Ingold ist tätig als Bibliothekar, er ist überaus korrekt und führt ein unspektakuläres Leben. 1939, als er mit einer Wandergruppe im Schwarzwald unterwegs ist, verschwindet er plötzlich, ohne Spuren zu hinterlassen. Erst lange danach, als Verschollener, gewinnt H.S. Ingold eine Existenz – indem andere von ihm erzählen. Aus unzähligen Stimmen meist anonymen Sprecher fügen sich unter der Regie eines sich allwissend gebenden Erzählers die Facetten einer Persönlichkeit zusammen, die zu Lebzeiten kaum richtig wahrgenommen worden ist. Auf diesem Umweg gewinnt Hermann Samuel Ingold allmählich eine Existenz – und scheint sie auch gleich wieder zu verlieren. Denn die Stimmen sind disparat, das Bild, das sie entwerfen, wird, noch während es entsteht, wieder unscharf und ambivalent. In den zusammengetragenen Spekulationen, Andeutungen, Mutmaßungen kann Hermann Samuel keine Eindeutigkeit gewinnen, seine Identität bleibt im Dunkel der vielen Zeugnisse, die abgelegt werden. Es gibt diesen so unscheinbaren Bibliothekar, der nie selber zu Wort kommt, nur in der Sprache.

Felix Philipp Ingold durchsetzt die erzählerische Rekonstruktion mit Paraphrasen und Zitaten (etwa von Goethe, Nabokov, Foucault, Hermann Burger, Kafka oder Melville, aus dessen „Bartleby“: „Aber manchmal noch wurde er von seinen Kollegen aufgefordert, Genaueres über jenes nächtliche Abenteuer zu berichten. ‚Ich möchte lieber nicht.‘“) sowie mit Anagrammen („Na, wie Ingold log nie Iwan.“) und Palindromen. Die vielen Anspielungen werden auch dadurch möglich, dass im Text die unterschiedlichsten Stimmen zu Wort kommen.

Erzählt wird hier – wie in allen anderen Prosawerken Ingolds – auch das Erzählen selbst. Sprache erschafft die Figur, Sprache hält sie in der Schwebe des Ungewissen. Den genauesten Kommentar zu seinem literarischen

Verfahren gibt Ingold selber. Bei verschiedenen Gelegenheiten hat er betont, der Autor sei in erster Linie ein „Kompilator“, ein „Produktmanager“, „Disponent“ oder „Arrangeur“. Interessant werde er durch die Art und Weise, wie er das bei zufälliger oder auch systematischer Lektüre anfallende Textmaterial nachschreibe und umschreibe, wie er es rekapituliere und arrondiere, vor allem aber, wie er es zusammenschneide. Dabei würden im Zusammenschritt die Übergänge zwischen heterogenem Textmaterial verwischt, oft auch eliminiert.

Nach Poe und mit Baudelaire, so Ingold, habe eine Entwicklung eingesetzt, die beschrieben werden könne als „der allmähliche und definitive Zusammenbruch der auktorialen Werkherrschaft, das Zurücktreten des auktorialen Ich hinter das Selbst der Sprache, die Absolutheit (Abgelöstheit) des Texts vom Autor“. Der allwissende Autor, der bisher als Schöpfer von Neuem, Unverwechselbarem aufgetreten ist, nimmt seinen Abschied und tritt nun in den Dienst der Sprache. Indem die Autorität des Autors schwindet, wird auch die Vorstellung von Originalität relativiert. Unter Verzicht auf individuelle Autorschaft, sagt Ingold, wolle der Autor der Moderne die Autorität der Sprache wieder herstellen, bei der Entstehung des Werkes sei er nur noch durch operative Beihilfe beteiligt, nämlich durch Auswahl, Aufarbeitung, Assortierung und Montage des vorgegebenen Materials. Was der Autor schafft, ist die Wirklichkeit einer autonomen Text-Welt; ihr Sinn ist in erster Linie dadurch gegeben, dass sie als sprachliche Realität dasteht.

Begleitet wird die Hervorbringung des Neuen aus dem Alten von einer intensiven Reflexion, die als Poetologie gleichrangig neben dem poetischen Text steht. In zahlreichen Essays und Besprechungen hat Ingold seine theoretischen Positionen variiert, in zwei umfangreichen Werken hat er sie auch nachhaltig unterstrichen, in „Der Autor am Werk“ (1992) und in „Freie Hand“ (1996).

Der Band „Der Autor am Werk“ versammelt, gemäß Untertitel, „Versuche über literarische Kreativität“. In den Essays stellt Ingold unter wechselnden Bedingungen die Frage nach dem Autor, „nach dem, der spricht“, nach mythologischen Figuren wie Daedalus und Ikarus, Autoren wie Tolstoj, Pasternak, Mandelstam, Nabokov, Ponge, Perec, Leiris, Lévinas, Brodsky und andere. Das Buch wurde von der Kritik auffallend aufmerksam besprochen.

Der Band „Freie Hand“ knüpft, mindestens formal, an „Haupts Werk“ an: Lesenotizen, poetologische Überlegungen, Gedichte, Beobachtungen, Aphorismen, Erinnerungen, Essays, Briefwechsel. Wieder sind es sehr unterschiedliche Textformen, die Ingold in größtmöglicher Offenheit nebeneinander stellt, mit der erkennbaren Absicht, alle Festlegungen, wie etwa Titel oder Rubriken sie auslösen könnten, zu vermeiden und die Lektüre der einzelnen Notate, die oft sehr kurz sind und Eigenständigkeit beanspruchen, nicht zu steuern.

Innerhalb von Ingolds Werk hat die Lyrik einen sehr großen Stellenwert. Auch sie folgt der Schreibbewegung, die seine Prosa auszeichnet und deren theoretische Grundlagen er in seinen Essays verschiedentlich formuliert hat. Auch wenn er Gedichte schreibt, ist der Autor nicht länger Urheber; er ist Medium der Sprache, welche die im Text manifest werdenden Bedeutungen der Sprache hervorbringt. Texte werden in Texte übersetzt – Ingold hat dies in

einigen, nicht in allen Gedichtbänden explizit zum Arbeitsprogramm gemacht. Am direktesten und eindrücklichsten wohl im Band „Fremdsprache“ (1984), der im Untertitel „Gedichte aus dem Deutschen“ verspricht. Der Band geht von bekannten Gedichten aus, die sich im Fundus der deutschsprachigen Lyrik finden. Diese werden einem Verfahren unterzogen, das Ingold als „Übersetzung“ bezeichnet, als Übersetzungen aus dem Deutschen ins Deutsche. Von den Ausgangstexten behält der Autor den vokalischen Lautbestand und die rhythmischen Vers- und Strophenstruktur bei. Verändert, das heißt ausgetauscht werden jedoch die Wörter, womit auch die Aussage der Gedichte eine vollkommen andere wird, weil sich mit der lautlichen Ebene auch die semantische Ebene verschoben hat. Ein Beispiel: „Üb er’s Fallen! Schlittern / Übst du – / Wir allen erschüttern / Würdest du / Kaum einen. Auch / Nie Vögeln eintreiben Gewalten. / Wart er nur kalten / Muts: es ist Brauch.“ Dahinter lässt sich unschwer Goethes Gedicht „Ein Gleiches“ erkennen, „Über allen Wipfeln / ist Ruh ...“.

Dieses Verfahren hat Ingold erstmals in seinem Gedichtband „Unzeit“ (1981) angewandt. Im Band „Das Buch der Sprüche. Ein Idiotikon“ (1987) geht er nicht von Gedichten aus, sondern von Modewörtern, von politischen, technischen und wissenschaftlichen Wendungen. Es sind Ausdrücke, die, wie er in einer kurzen Nachbemerkung notiert, „keinen Sinn gewinnen können, da ihre Bedeutung schon immer, außerhalb der Sprache, vorgegeben ist“. Diese Wörter sollen nun „zu sich selbst“ befreit werden; in jeweils zwei gereimten Verszeilen sollen sie sich „aussprechen“, „ihr Sprachliches freisetzen“. Mit sprachlichen Mitteln, die um formale poetische Mittel erweitert werden, sollen die Modewörter die ihnen aufgezwungenen Bedeutungen in Frage stellen. Zum Beispiel: „Future (Fjutschr) // Futsch und zugenäht die Zukunft. Alle / putschen; rutschen in die Zweifelsfalle.“

Ingolds Gedichte setzen sich, ohne je in einen „hohen Ton“ zu verfallen, mit den unterschiedlichsten Sujets auseinander. Dialoge mit anderen Gedichten und poetologische Reflexionen finden sich neben philosophischen Betrachtungen, die unseren Wahrnehmungs- und Denkweisen gelten. Liebe und Tod, Gewalt und Sterben, das Schreiben als Akt, Schrift und Körper – was hier als äußerliche und damit auch ablösbare Thematik erscheinen mag, ist in den Gedichten aufs Engste verbunden mit der lyrischen Sprechweise. An ihr fallen syntaktische Brüche auf, Enjambements, Assonanzen, Synkopen sowie eine deutliche Vorliebe für einen Rhythmus, der im Wechsel den Fluss der Rede staut und beschleunigt. Häufig anzutreffen sind sodann innersprachliche Verschiebungen, vor allem semantisch zweideutige Homophonien, derer sich Ingold sehr oft dann bedient, wenn die Lautgestalt des Wortmaterials Doppeldeutigkeiten zulässt. Das Spiel mit den Homophonien, dem Gleichklang von semantisch unterschiedlichen Wörtern oder Wortfolgen, eröffnet die Möglichkeit, dass sich aus der klanglichen Gestalt neue Bedeutungen entwickeln, wobei hier der Sinngehalt nicht einzig aus den sprachlichen Mitteln hervorgeht. Oft fungiert ein Wort wie eine Gelenkstelle sowohl als Teil des Vorangegangenen wie der folgenden Verszeile und bekommt von daher eine Zweideutigkeit. Dies ermöglicht auch, eben Gesagtes im weiteren Verlauf des Sprechens wieder zurückzunehmen, aufzuheben und es damit jeder Verfügung zu entziehen. Das Gesagte ist dann im gleichen Maße das Nicht-Gesagte, in jedem Fall Unverfügbare.

Zwar haben sich die grundlegenden poetologischen Prämissen im Lauf der Jahre wenig verändert, aber es fällt dennoch auf, dass Ingold mit jedem neuen Gedichtband etwas Neues versucht. Sei es, dass er beispielsweise die Zusammenarbeit mit bildenden Künstlern sucht, etwa mit Rolf Winnewisser, und sich dabei auf neue Herausforderungen einlässt, wie im Band „Zeichensatz“ (1997), wo er mit Gedichten auf Schilder von Ann Holyoke Lehmann Bezug nimmt. Neues wagt er andererseits auch, wenn er sich an eine Grenze lyrischen Sprechens heranwagt, wie er das mit dem Band „Mit anderen Worten“ (1986) getan hat.

Ingold verzichtet hier auffallenderweise auf eine Gattungsbezeichnung. Die 55 Texte haben das Erscheinungsbild von Prosa, stellen dieser jedoch eine Art lyrischer Mikrostruktur entgegen und können darum wohl als Prosagedichte angesehen werden. Auch in diesem Band arbeitet Ingold mit Homophonien, Assonanzen und Anspielungen. So ist zum Beispiel ein Text überschrieben mit „Geh Eichs ...“. Im Verlauf der Lektüre werden die Hinweise immer deutlicher, dass auf Günter Eich angespielt wird. Bereits im Titel kann man nicht nur die Initiale „G“ für Günter heraushören, es schwingt auch eine Anspielung auf Eichs Hörspiel „Geh nicht nach El Kuhwed“ mit. In der ersten Zeile ist die Rede von „abgelegenen Gehöften“: „Abgelegene Gehöfte“ heißt ein Gedichtband von Günter Eich, der 1948 erschienen ist, und im Satz „Kein Postfach zu klein Heimat zu sein“ ist jener eichsche „Maulwurf“ (aus Eichs Prosagedichtband „Maulwürfe“ von 1968; den Titel verwendete Eich auch als Gattungsbezeichnung für seine Texte) wiederzuerkennen, der den Titel „Ein Postfach“ trägt und mit dem Satz beginnt: „Ich habe keine Wohnung, bloß ein Postfach, besuch mich da!“ Dass das Wort „Maulwurf“ in diesem kurzen Text bald danach fällt, liest sich wie eine Bestätigung. Es überrascht denn auch nicht, dass sich Ingold in den Prosagedichten dieses Bandes einer ähnlich assoziativen Schreibweise wie Eich in den „Maulwürfen“ bedient, wobei er, was das Spiel mit Homophonien angeht, weiter geht als Eich.

Da der Lyriker Ingold wesentliche Impulse auch seiner Auseinandersetzung mit fremdsprachlicher Lyrik verdankt, sei noch einmal auf den Übersetzer Ingold hingewiesen. Auch dieser hat ein umfangreiches und sehr bedeutendes Werk vorzuweisen. Waren es in seinen Anfängen noch eher literaturwissenschaftliche Aufsätze und Prosatexte, denen sein Interesse als Übersetzer galt, so sind es seit 1980 vorwiegend Gedichte, die er ins Deutsche überträgt. Neben Gedichtbänden, die er integral aus dem Russischen, dem Tschechischen oder dem Französischen übersetzt hat, präsentiert er immer wieder – meist in Zeitungen oder Zeitschriften – auch einzelne Gedichte. Zu seinen bevorzugten Autoren und Autorinnen gehören Joseph Brodsky, Gennadij Ajgi, Edmond Jabès, Francis Ponge, Michel Leiris, Marina Zwetajewa, Ossip Mandelstam und Boris Pasternak.

Seine Arbeit als Übersetzer hat Ingold essayistisch kaum kommentiert. Wichtig sind deshalb Anmerkungen wie diese: „Was übersetzen, wen; ich übersetze ausschließlich Autoren, die als schwierig gelten, und zuerst übersetze ich jeweils deren schwierigste Texte. Ich übersetze, was mir, ob ich's verstehe oder nicht, zu denken, zu schreiben gibt. Als Übersetzer bin ich, schlicht, Leser eines fremden Texts; beim Übersetzen stelle ich eine Lesart her, die den fremden Text unausweichlich und unabsehbar verändert. – Der übersetzte Text ist ein weitergeschriebener Text. – Dem Original wird man mit übersetzerischer Treue am wenigsten gerecht. – Die literarische Übersetzung

hat nicht primär die Botschaft des fremden Texts, sondern dessen Machart – als Lesart – zu vermitteln. – Indem die Übersetzung den übersetzten Text weiterschreibt und ihn auf neue Lesarten hin perspektiviert, gibt sie ihm ein Mehr an Zukunft, gibt ihn als das zu erkennen, was er noch nicht ... geworden ... ist. – Als Übersetzer lasse ich mich leiten vom Begehren nach jenem künftigen Text, der zugleich mein eigener und ein fremder Text ... gewesen ... sein wird.“

Einige Schreibimpulse verdankt Ingold den theoretischen Anregungen des „Oulipo“, des „Ouvroir de littérature potentielle“ (Werkstatt für potenzielle Literatur). Deren Vertreter, die „Oulipisten“, hindern das sprachliche Material – indem sie es bestimmten, genau definierten Formzwängen unterwerfen – daran, sozusagen „von selbst“ Bedeutung zu tragen. Die freiwillig auferlegte Beschränkung ist Teil des Schreibprozesses und inszeniert eine Selbstreflexion des eingeschränkten sprachlichen Materials gleich mit. Das Ergebnis sind Texte, die ohne Bezug auf irgendwelche außerhalb ihrer selbst liegende Realien gelesen werden können und sehr überraschend, oft auch überaus unterhaltsam sein können.

Zwei vergleichsweise leicht zu respektierenden Formzwängen fügt sich Ingold im Band „Auf den Tag genaue Gedichte“ (2000). Zum einen gibt er sich eine äußere Struktur, die der eines ewigen Kalenders gleicht; dieser folgt dem Zeitraum eines ganzen Jahres und währt vom 25. Juli bis zum 25. Juli (dem Geburtstag des Autors). Zum anderen gehorcht der Text einer formalen Vorgabe: Im Zeitraum eines Jahres hat Ingold beinahe täglich mindestens einen Dreizeiler verfasst und diesen auch unter dem jeweiligen Datum eingeordnet. Für manche Daten verzeichnet der Band zwei oder gar drei Gedichte, an einigen wenigen Daten wiederum stehen Punkte, welche den fehlenden Text repräsentieren. Die Notate weichen vom einmal gewählten Formprinzip selten ab und bleiben, bei aller geforderten Konzentration, offen für alle möglichen Themen. Sie notieren Alltagsbeobachtungen, Lektüreeindrücke, Begegnungen und Erinnerungen, nicht selten auch Reflexionen über die Sprache: „Nahen / Ahnen zu Garben / gebündelt. Kein Graben zwischen / Jetzt und Dort.“ Oder: „So / Wo Sonne ein Wort / ist ist / kein Schatten. Nur Erinnerung.“

Formale Gesetze prägen auch die Gedichte im Band „Jeder Zeit. Andere Gedichte“ (2002). Dreizeilige, selten vierzeilige Strophen geben einen bestimmten Duktus vor, den die strophenübergreifenden syntaktischen Verknüpfungen immer wieder unterlaufen. Mal werden alltägliche Dinge sehr unmittelbar wahrgenommen und mitgeteilt („Der Frühling prügelt / all dies Grün aus / all den abgetauten Hügeln.“), mal scheint das Gesagte aus dem Materiellen der Sprache zu entspringen („Bran und Mem im selben / Atemzug.“). In einigen Gedichten ist eine gewisse Melancholie nicht zu überhören, so wenig wie der Versuch, ihr zu widerstehen. Auffallend ist die Lakonik der Gedichte. Insgesamt unterstreichen sie den Eindruck, dass Ingold hier einen neuen Ton anschlägt, wobei nach wie vor nicht alles auf Anhieb verständlich scheint. Aber gerade gegen dieses Verstehenwollen wendet sich der Autor immer wieder mit Nachdruck: „Bedeutung, die verstanden werden kann, ist immer etwas, das vorgegeben wird, ist immer das, was der Autor, wie man so schön sagt, uns zu sagen hat. Und der Autor, kein Autor kann mir irgendeinen Sinn vermitteln. (...) Ich sehe darin eine wichtige Aufgabe und Möglichkeit von Kunst, speziell von Wortkunst, voreiliges Verstehen zu

verhindern und Unverständlichkeit durchzusetzen, damit Sinnbildung möglich wird.“ Auch vor diesen Gedichten bleibt der Leser also aufgefordert, die Texte mit seinen Sinnangeboten zu verschränken und die Assoziationsfelder mit dem Eigenen zu besetzen. Die Überwindung der vermeintlichen Mitteilungsverweigerung wird damit wieder eine Chance des Lesers – nämlich die, wie es auch der Titel des Bandes vorschlägt, „Jeder Zeit andere Gedichte“ selber zu schaffen.

Primärliteratur

„Schwarz auf Schnee. Achtundfünfzig Gedichte“. Zürich (Arche) 1967.

„EIEIEI EIEIEI EIEIEI EIEIEI. TRAKTAT TRAKTAT TRAKTAT über Elnige SchwierigkEiten bElm VerschwElgen der WahrhEit“. O.O. (o.V.) 1969.

„Spleen und überhaupt“. 50 Gedichte. Bern (Kandelaber) 1969.

Alexander Solschenizyn: „Von der Verantwortung des Schriftstellers“. 2 Bände. Hg. von Felix Philipp Ingold. Zürich (Arche) 1969.

„Innokentij Annenskij. Sein Beitrag zur Poetik des russischen Symbolismus“. Dissertation. Bern (Lang) 1970.

„Literaturwissenschaft und Literaturkritik im 20. Jahrhundert“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Bern (Kandelaber) 1970.

Peter Arschinow: „Anarchisten im Freiheitskampf. Geschichte der Machno-Bewegung (1918–1921)“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Zürich (Flamberg) 1971.

„Über Solschenizyn. Aufsätze, Berichte, Materialien“. Hg. zusammen mit Elisabeth Markstein. Darmstadt (Luchterhand) 1973.

„Picasso in Russland. Materialien zur Wirkungsgeschichte. 1913–1971“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Zürich (Arche) 1973.

„Wie Winter“. Zusammen mit Ilma Rakusa. Hinwil (Edition Howeg) 1977.

„Zwischen den Kulturen“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Bern (Haupt) 1978.

Nikolai Berjajew: „Fortschritt, Wandel, Wiederkehr“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Zürich (Arche) 1978.

„Literatur und Aviatik. Europäische Flugdichtung 1909–1927. Mit einem Exkurs über die Flugidee in der modernen Malerei und Architektur“. Basel (Birkhäuser) 1978.

„Leben Lamberts“. Prosa. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1980.

„Unzeit“. Gedichte. Stuttgart (Klett-Cotta) 1981. Neuausgabe: München, Wien (Hanser) 1991.

„Dostojewskij und das Judentum“. Frankfurt/M. (Insel) 1981.

„In Goethes Namen. Anekdoten aus dem ‚Russischen Divan‘“. Hinwil (Edition Howeg) 1982.

„Haupts Werk Das Leben“. Prosa und Gedichte. München, Wien (Hanser) 1984.

„Fremdsprache. Gedichte aus dem Deutschen“. Berlin (Rainer) 1984.

„Schriebsale“. Zürich (Edition Howeg) 1985.

„Mit anderen Worten“. Prosagedichte. München (Hanser) 1986.

„Das Buch der Sprüche. Ein Idiotikon“. Berlin (Rainer) 1987.

„Letzte Liebe“. Roman. München und Wien (Hanser) 1987.

„Und das soll ein Gedicht sein“. Zürich (Edition Howeg) 1987.

„Das Buch im Buch“. Berlin (Merve) 1988.

„Kreis-Dreieck. Wassily Kandinskys Briefwechsel mit Alexandre Kojève und Afiovanni Antonio Colonna“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Stuttgart (Hatje Cantz) 1988.

„Tagebuch“. Illustrationen von Rolf Winnewisser. Zürich (Edition Howeg) 1988.

„Der Autor im Text“. Bern (Benteli) 1989.

„Echtzeit“. Gedichte. München, Wien (Hanser) 1989.

„Über's: Übersetzen“. In: Martin Meyer (Hg.): Vom Übersetzen. München, Wien (Hanser) 1990. S.144–167.

„Ewiges Leben“. Erzählung. München, Wien (Hanser) 1991.

„Reimt's auf Leben. Ein hundert Gelegenheitsgedichte“. Aus den Notizheften XVII (1985) bis XXIII (1987). Berlin (Rainer) 1992.

„Der Autor am Werk“. Essays. München, Wien (Hanser) 1992.

„Fragen nach dem Autor. Positionen und Perspektiven“. Hg. zusammen mit Werner Wunderlich. Konstanz (Universitätsverlag) 1992.

„Ausgesungen“. Gedichte. Mit einer Übersetzung ins Russische von Ilya Kutik. Berlin (Rainer) 1993.

„Autorschaft und Management“. Essay. Graz (Droschl) 1993.

„Restnatur“. Gedichte. Münster (Kleinheinrich) 1994.

„Der Autor im Dialog. Beiträge zu Autorität und Autorschaft“. Hg. (zusammen mit Werner Wunderlich). Konstanz (Universitätsverlag) 1995.

„Unter sich“. Briefwechsel mit Bruno Steiger. Graz (Droschl) 1996.

„Freie Hand. Ein Vademecum durch poetische, kritische und private Wälder“. München, Wien (Hanser) 1996.

„Zeichensatz. Gedichte zu Schildern“. Münster (Kleinheinrich) 1997.

Lewis Carroll: „Tagebuch einer Reise nach Russland im Jahr 1867“. Übersetzung von Eleonore Frey. Hg. und Nachwort von Felix Philipp Ingold. Ostfildern (Edition Tertium) 1997.

„Nach der Stimme“. Gedichte. Stuttgart (Legeuil) 1997.

„Flammenschrift“. Mit Holzschnitten von Rolf Winnewisser. Zürich (Stähli) 1999.

„Der große Bruch. Rußlands kulturelle Moderne“. München (Beck) 2000.
Erweiterte Neuauflage u.d.T. „Der große Bruch. Russland im Epochenjahr 1913“. Berlin (Matthes & Seitz) 2013.

„Auf den Tag genaue Gedichte“. Graz (Droschl) 2000.

„Geballtes Schweigen. Russische Einzeiler“. Hg. und Übersetzung von Felix Philipp Ingold. St. Gallen (Erker) 2000.

„Jeder Zeit. Andere Gedichte“. Graz (Droschl) 2002.

„Im Namen des Autors. Arbeiten für die Kunst und Literatur“. Paderborn (Fink) 2004.

„Wortnahme. Jüngste und frühere Gedichte“. Basel (Engeler) 2005.

„Bohemica. Begleitschrift zur Ausstellung Bohemica aus der Sammlung Felix Philipp Ingold, 28. Oktober bis 19. November 2005 in der Kantonsbibliothek St. Gallen“. Sankt Gallen (Sabon) 2005.

„Tagesform. Gedichte auf Zeit“. Graz (Droschl) 2007.

„Russische Wege. Geschichte – Kultur – Weltbild“. Paderborn, München (Fink) 2007.

„Fehler im System. Irrtum, Defizit und Katastrophe als Faktoren kultureller Produktivität“. Hg. zusammen mit Yvette Sánchez. Göttingen (Wallstein) 2008.

„Gegengabe. Zusammengetragen aus kritischen, poetischen und privaten Feldern“. Basel, Weil am Rhein (Engeler) 2009.

„Die Faszination des Fremden. Eine andere Kulturgeschichte Russlands“. Paderborn, München (Fink) 2009.

„Ortstermine“. Typografie: Theo Leuthold. Zürich (Leuthold) 2010.

„Alias oder Das wahre Leben“. Berlin (Matthes & Seitz) 2011.

„„Als Gruß zu lesen“. Russische Lyrik von 2000 bis 1800“. Hg. von Felix Philipp Ingold. Dt. und russ. Zürich (Dörlemann) 2011.

„Noch ein Leben für John Potocki. Roman“. Berlin (Matthes & Seitz) 2013.

„Lauter unsichtbare Sachen. Notate zu Zeiten“. Zürich (Theo Leuthold Press) 2013. (100 Exemplare).

„Nee die Ideen. Pataphysische Fermaten“. Berlin (Matthes & Seitz) 2014.

„Leben & Werk. Tagesberichte zur Jetztzeit“. Berlin (Matthes & Seitz) 2014.

„Ausgespielt – Ein Hundert Quartette“. Enthält 1 CD. Schönebeck, Elbe (Moloko) 2015. (= Moloko Print 18).

„Das russische Duell. Kulturgeschichte eines alten Rituals“. Paderborn (Konstanz University Press) 2016.

„Fortschrift. Ein Gedicht in fünfzehn Würfeln“. Klagenfurt (Ritter) 2016.

„Direkte Rede. LXXVII Selbstversuche“. Wien (Passagen) 2016.

„Niemals keine Nachtmusik“. Mit CD. Klagenfurt (Ritter) 2017.

„Weltende, Kunstende, Lebensende. Todeskonzepte der russischen Moderne von Tolstoj bis Lenin“. Wien (Passagen) 2017.

„Die Blindgängerin. Erzählung“. Klagenfurt (Ritter) 2018.

„Körperblicke. Ambivalenzen des Menschenbilds in der künstlerischen Moderne“. Klagenfurt, Graz (Ritter) 2019.

„Endnoten. Versprengte Lebens- und Lesespäne“. Klagenfurt, Graz (Ritter) 2019.
„Überzusetzen“. Klagenfurt (Ritter) 2021.
„Die Zeitinsel. Ein Stationenbericht in neun Episoden“. Klagenfurt (Ritter) 2022.
„Denken im Abseits. Privatphilosophien der Moderne“. Klagenfurt (Ritter) 2022.

Übersetzungen

Edmond Jabès: „Es nimmt seinen Lauf“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1981.

Joseph Brodsky: „Römische Elegien und andere Gedichte“. München, Wien (Hanser) 1985.

Michail Bulgakow: „Wohnraum auf Rädern und andere Erzählungen“. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1985.

Francis Ponge: „Schreibpraktiken oder die stetige Unfertigkeit“. München, Wien (Hanser) 1988.

Kasimir Malewitsch: „Über die neuen Systeme in der Kunst“. Zürich (Edition Howeg) 1988.

Edmond Jabès: „Vom Buch zum Buch“. München, Wien (Hanser) 1989.

Boris L. Pasternak: „Der Strich des Apelles“. St. Gallen (Erker) 1990.

Francis Ponge: „Gnoske des Vorfrühlings“. St. Gallen (Erker) 1990.

Ossip Mandelstam: „Das zweite Leben. Späte Gedichte und Notizen“. München, Wien (Hanser) 1991.

Jan Skácel: „Ein Wind mit Namen Jaromir“. Salzburg (Residenz) 1991.

Gennadij Ajgi: „Widmungsrosen“. Berlin (Rainer) 1991.

Gennadij Ajgi: „Aus Feldern Russlands“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1991.

Michel Leiris: „Suppe Lehm Antikes im Pelz tickte o Gott Lotte“. Berlin (Rainer) 1991.

Edmond Jabès: „Verlangen nach einem Beginn / Entsetzen vor einem einzigen Ende“. Stuttgart (Legeuil) 1992.

Edmond Jabès: „Das Gedächtnis und die Hand“. Münster (Kleinheinrich) 1992.

Gennadij Ajgi: „Und: für Malewitsch“. Zürich (Edition Howeg) 1992.

Gennadij Ajgi: „Gruss dem Gesang“. Berlin (Rainer) 1992.

Wladimir Buritsch: „Texte in freien Versen“. Salzburg (Residenz) 1992.

Gennadij Ajgi: „Die letzte Fahrt – Wallenberg in Budapest“. Berlin (Rainer) 1993.

Gennadij Ajgi: „Im Garten Schnee. Gedichte“. Mit einem Porträt des Verfassers. Zweisprachige Ausgabe. Berlin (Rainer) 1993.

- Gennadij Ajgi:** „Veronikas Heft. Das erste Halbjahr meiner Tochter“. Frankfurt/M. (Insel) 1993.
- Jan Skácel:** „Und nochmals die Liebe“. Salzburg (Residenz) 1993.
- Marina Zwetajewa:** „Gruß vom Meer“. München, Wien (Hanser) 1994.
- Joseph Brodsky:** „An Urania“. München, Wien (Hanser) 1994.
- Gennadij Ajgi / Günther Üecker:** „der dort“. St. Gallen (Erker) 1995.
- Gennadij Ajgi:** „Ausgewählte Werke“. Bd.1. Wien (edition per procura) 1995.
- Gennadij Ajgi / Günther Üecker:** „Reiner als Sinn“. St. Gallen (Erker) 1997.
- Gennadij Ajgi:** „Wind vorm Fenster“. St. Gallen (Erker) 1998.
- Gennadij Ajgi:** „Ausgewählte Werke“. Bd.2. Wien (edition per procura) 1998.
- Steiger, Anatol von:** „Dieses Leben. Gesammelte Gedichte“. Aus dem Russischen übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von Felix Philipp Ingold. Zürich (Ammann) 2008.
- Guillaume Apollinaire:** „Du coton dans les oreilles – Watte in den Ohren“. Zürich (Renner) 2009.
- Stanley Chapman:** „Onze mille verbes. cent virgules. Elf Tausend Verben. Ein Hundert Virgeln“. Französisch-Deutsch. Nachdichtung von Felix Philipp Ingold. Zürich (Renner) 2008. (60 numm. u. sign. Exemplare).
- Boris Vildé:** „Trost der Philosophie. Tagebuch und Briefe aus der Haft 1941/1942“. Aus dem Französischen übersetzt, kommentiert und hg. von Felix Philipp Ingold. Berlin (Matthes & Seitz) 2012. (= Zeugnisse & Dokumente 7).
- Leo Schestow:** „Siege und Niederlagen. Für eine Philosophie der Literatur von Shakespeare zu Tschechow“. Textauswahl, Übersetzung und Einleitung von Felix Philipp Ingold. Berlin (Matthes & Seitz) 2013.
- Leo Schestow:** „Nur für Schwindelfreie. Apotheose der Grundlosigkeit und andere Texte“. Ausgewählt, übersetzt und herausgegeben von Felix Philipp Ingold. Berlin (Matthes & Seitz) 2015.
- Fjodor Dostojewski: „Aufzeichnungen aus dem Abseits“. Hg. und aus dem Russischen von Felix Philipp Ingold. Zürich (Dörlemann) 2016.
- Marina Zwetajewa: „Unsre Zeit ist die Kürze. Unveröffentlichte Schreibhefte“. Hg. und aus dem Russischen und dem Französischen übersetzt von Felix Philipp Ingold. Berlin (Suhrkamp) 2017.
- Pierre Chappuis: „So weit die Stimme reicht / À portée de la voix“. Gedichte zweisprachig. Übersetzt und hg. von Felix Philipp Ingold. Zürich (Limmat) 2018.
- Marina Zwetajewa: „„Morgen soll für übermorgen gelten. Ausgesuchte Gedichte“. Übersetzt, kommentiert und hg. von Felix Philipp Ingold. Klagenfurt (Ritter) 2020.
- Rozanov, Vasilij Vasil'evič: „Die Welt am Ende. Ausgewählte Schriften“. Übersetzt, kommentiert und hg. von Felix Philipp Ingold. Wien, Leipzig (Karolinger) 2021.
- „EinZweiDreiZeiler. Moderne minimalistische Dichtung aus Rußland“. Übersetzt und hg. von Felix Philipp Ingold. Wuppertal (Arco) 2022.

Sekundärliteratur

- Wolfer-Rau, Greta:** „Ein Weitgereister“. In: Die Weltwoche, 6. 10. 1967. (Zu: „Schwarz auf Schnee“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Schwarz auf Schnee“. In: Die Tat, Zürich, 2. 12. 1967.
- Krättli, Anton:** „Die Autonomie der ästhetischen Funktion“. In: Neue Zürcher Zeitung, 5. 5. 1980. (Zu: „Leben Lamberts“).
- Kraft, Martin:** „Neue Bücher von Schweizer Autoren“. In: Der Landbote, Winterthur, 20. 9. 1980. (Zu: „Prosa“).
- Kurz, Paul Konrad:** „Ingolds literarischer Flugapparat“. In: Die Presse, Wien, 28. 2./1. 3. 1981. (Zu: „Leben Lamberts“).
- Gahse, Zsuzsanna:** „Der Ichkönig liebt fahle Frauen“. In: Stuttgarter Zeitung, 11. 11. 1981. (Zu: „Unzeit“).
- Krolow, Karl:** „Kleine Hetzjagd auf Rilke“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. 11. 1981. (Zu: „Unzeit“).
- Flusser, Vilem:** „Atomkraft und lyrische Tat“. In: Basler Zeitung, 6. 3. 1982. (Zu: „Unzeit“).
- Nef, Ernst:** „Künstliche Gedichte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22. 10. 1982. (Zu: „Unzeit“).
- Nef, Ernst:** „Literatur ist nicht, sie wird“. In: Neue Zürcher Zeitung, 19. 4. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Weinzierl, Ulrich:** „Von der Lesbarkeit der Welt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. 5. 1984.
- Hausemer, Georges:** „Lesen, schreiben, leben“. In: Saarbrücker Zeitung, 31. 5./1. 6. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Schlienger, Niklaus:** „Davongetragen vom Ballonkorb der Sprache“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 2. 6. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Heißenbüttel, Helmut:** „Das materialisierte Buch“. In: Süddeutsche Zeitung, 30. 6. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Langenbacher, Andreas:** „Das Ende der Repräsentation“. In: Der Bund, Bern, 15. 9. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Cramer, Sibylle:** „Ein Buch, das seinen Autor hervorbringt“. In: Frankfurter Rundschau, 3. 11. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Neidhardt, Christoph:** „Wer ist Ich?“. In: Die Zeit, 30. 11. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Schafroth, Heinz F.:** „Von Ingold Neben-Sinniges und Eigen-Sinniges“. In: Basler Zeitung, 14. 12. 1984. (Zu: „Haupts Werk“).
- Käser, Rudolf:** „Vom Deutschen ins Deutsche“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10. 1. 1985. (Zu: „Fremdsprache“).
- Vogl, Walter:** „Lesebuch der Moderne mit Felix Philipp Ingold“. In: Die Presse, Wien, 2./3. 2. 1985. (Zu: „Haupts Werk“).

Heißenbüttel, Helmut: „Wie dichte ich heute?“. In: Süddeutsche Zeitung, 2.3.1985. (Zu: „Fremdsprache“).

Käser, Rudolf: „Scheinordnung aufgeschlitzt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23.8.1985. (Zu: „Schriebsale“).

Steinbrink, Bernd: „Der seltenste Schimmer“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.6.1986. (Zu: „Mit anderen Worten“).

Nef, Ernst: „Mit sehr andern Worten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11.7.1986.

Langenbacher, Andreas: „Die schreibende, die beschriebene und die geschriebene Hand“. In: Reformatio. 1986. H.8. S.310–314.

Cramer, Sibylle: „Freiheit für die Sprache“. In: Die Zeit, 29.8.1986. (Zu: „Mit anderen Worten“).

Frey, Eleonore: „Lese Frucht oder die Furcht vor dem Lesen. Über Günter Eich, Friederike Mayröcker, Ilse Aichinger und Felix Philipp Ingold“. In: Roland Jost u.a. (Hg.): Im Dialog mit der Moderne. Frankfurt/M. (Athenäum) 1986. S.462–480.

Matt, Beatrice von: „Literarische Postmoderne? Befragung eines Begriffs“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26./27.9.1987.

Laederach, Jürg: „Mein Name tut nichts zur Sache, ich bin’s“. In: Basler Zeitung, 7.10.1987. (Zu: „Letzte Liebe“).

Meyer, Wilfried: „Ich – was ist das“. In: Frankfurter Rundschau, 7.10.1987. (Zu: „Letzte Liebe“).

Weiss, Christina: „Minotaurus, Erzähler im Labyrinth der Sprache“. In: Die Zeit, 30.10.1987. (Zu: „Letzte Liebe“).

Etten, Manfred: „Minoische Beziehungskiste“. In: Die Welt, 7.11.1987. (Zu: „Letzte Liebe“).

Weber, Daniel: „Im Labyrinth der Existenz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 20.11.1987. (Zu: „Letzte Liebe“).

Heinrich-Jost, Ingrid: „Das Buch, die Wüste“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.12.1987. (Zu: „Letzte Liebe“).

Cramer, Sibylle: „Jeder ist des anderen Autor“. In: Süddeutsche Zeitung, 30./31.1.1988. (Zu: „Letzte Liebe“).

Langenbacher, Andreas: „Sprache als Versteckspiel“. In: Der kleine Bund, Bern, 13.2.1988. (Zu: „Letzte Liebe“).

Müller, Adrian: „Anagrammatischer Klartext“. In: Neue Zürcher Zeitung, 2.3.1988. (Zu: „Buch der Sprüche“).

Wunderlich, Werner: „Formversuch und Sprachwagnis“. In: General-Anzeiger, Bonn, 30.6.1988. (Zu: „Letzte Liebe“).

amü.: „Das Universum der Texte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 25.11.1988. (Zu: „Buch im Buch“).

Schafroth, Heinz F.: „Wozu Gedichte?“. In: Basler Zeitung, 25.2.1989. (Zu: „Echtzeit“).

Weber, Daniel: „Doch wessen Wahn und. Oder Sinn“. In: Neue Zürcher Zeitung, 27.10.1989. (Zu: „Echtzeit“).

asr.: „Felix Philipp Ingold: ‚Echtzeit‘“. In: Der kleine Bund, Bern, 4. 11. 1989.

Braun, Michael: „Ironie, Idyllen, Illusion“. In: Die Zeit, 8. 12. 1989. (U.a. zu: „Echtzeit“).

„Wort wie Bild wie Wort. Bücher von Felix Philipp Ingold und Rolf Winnewisser“. Ausstellungskatalog. Konstanz (Universitätsbibliothek) 1989.

Hartung, Harald: „Nietzsche und Nitschewò“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. 1. 1990. (Zu: „Echtzeit“).

Cramer, Sibylle: „Des Rätsels Lösung ist nicht wahr“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 15. 4. 1990. (Zu: „Echtzeit“).

Hauck, Johannes: „Ingolds poetische Maschinerie“. In: Süddeutsche Zeitung, 2. 5. 1990. (Zu: „Echtzeit“).

skb.: „Felix Philipp Ingold: ‚Der Autor im Text‘“. In: Der kleine Bund, Bern, 30. 6. 1990.

Frey, Eleonore: „Das zweite Leben“. Lektüre einer Übersetzung“. In: Akzente. 1990. H.6. S.501–512.

Hansen-Löve, Aage A.: „Der späte Mandelstam. Felix Philipp Ingolds Übersetzung“. In: Akzente. 1990. H.6. S.513–528.

Wunderlich, Werner: „Das Fortleben des Autors und sein Verschwinden im Text“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30. 8. 1991. (Zu: „Ewiges Leben“).

Cramer, Sibylle: „Herr Ingold oder Die bürgerliche Form des Nichts“. In: Basler Zeitung, 20. 9. 1991. (Zu: „Ewiges Leben“).

Schaber, Susanne: „Erfindung Ingold hat gelebt“. In: Die Presse, Wien, 21./22. 9. 1991. (Zu: „Ewiges Leben“).

Cornu, Charles: „Das Ende ist unsere Heimat“. In: Der kleine Bund, Bern, 5. 10. 1991. (Zu: „Ewiges Leben“).

Cramer, Sibylle: „Strapazen auf der Reise ins ewige Leben“. In: Süddeutsche Zeitung, 8. 10. 1991.

Isenschmid, Andreas: „Mensch, Zitat“. In: Die Zeit, 8. 11. 1991. (Zu: „Ewiges Leben“).

Schafroth, Heinz F.: „Erzählerische Symbiose“. In: Frankfurter Rundschau, 23. 11. 1991. (Zu: „Ewiges Leben“).

Langenbacher, Andreas: „Ingold = Ingold? – Das Finden und Erfinden einer Figur“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 15. 2. 1992. (Zu: „Ewiges Leben“).

Roth, Susanne M./Wallmann, Hermann: „Alles in allem waren die Bücher seine Erfahrung gewesen“. In: Basler Zeitung, 18. 9. 1992. (Zu: „Autor am Werk“).

Lindner, Burkhardt: „Das Selbstgespräch der Schrift“. In: Frankfurter Rundschau, 30. 9. 1992. (Zu: „Autor am Werk“).

Gesing, Fritz: „Die Schreib-Maschine“. In: Die Zeit, 6. 11. 1992. (Zu: „Autor am Werk“).

Koopmann, Helmut: „Absturz in die Freiheit der Sprache“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 12. 1992. (Zu: „Autor am Werk“).

- Weber, Daniel:** „Felix Philipp Ingold: ‚Letzte Liebe‘, 1987“. In: Beatrice von Matt (Hg.): Antworten. Die Literatur der deutschsprachigen Schweiz in den achtziger Jahren. Zürich (Verlag Neue Zürcher Zeitung) 1992. S.169–172.
- Binder, Elisabeth:** „Lebendig begraben?“. In: Neue Zürcher Zeitung, 29.1. 1993. (Zu: „Autor am Werk“).
- Wallmann, Hermann:** „Über Sätzen: Hommage an Felix Philipp Ingold, der heute abend den Riehener Kulturpreis erhält“. In: Basler Zeitung, 5.5.1993.
- Sartorius, Joachim:** „Felix Philipp Ingold“. In: die tageszeitung, 1.7.1993. (Zu Gedichten).
- Pesch, Martin:** „Tod des Autors? Starke Dichter!“. In: die tageszeitung, 18.8.1993. (Zu: „Autor am Werk“).
- anonym:** „Profs privat: Prof. Dr. Felix Philipp Ingold“. Gespräch. In: prisma. 1994. H.228. Auch im Internet: <http://stud.unisg.ch/~PRISMA/heft/1994/228/ingold.html>
- Jenny-Ebeling, Charitas:** „Vergnügt Fraktur geredet“. In: Neue Zürcher Zeitung, 1.12.1994. (Zu: „Autorschaft“ und „Restnatur“).
- Gräf, Dieter M.:** „Ein fröhliches Gelichter. Neue Gedichte von Felix Philipp Ingold“. In: Basler Zeitung, 17.3.1995. (Zu: „Restnatur“).
- Frey, Eleonore:** „Lebensräume. Zu Felix Philipp Ingolds Poetik“. In: Akzente. 1995. H.5. S.404–406.
- Goldschmidt, Georges-Arthur:** „Felix Philipp Ingold: ‚Vie éternelle““. In: La quinzaine littéraire. 1995. H.661. S.5. (Zu: „Ewiges Leben“).
- Heinrichs, Hans-Jürgen:** „Das Buch des Lebens“. In: manuskripte. 1996. H.133. S.124–125. (Zu: „Freie Hand“).
- Rüedi, Peter:** „Öffentlich unter sich“. In: Die Weltwoche, Supplement. 1996. H.4. S.32. (Zu: „Unter sich“).
- Kruschkova-Blaser, Krassimira:** „Anagrammatische Echographie. Felix Philipp Ingold und Bruno Steiger UNTER SICH (und) im Literaturverlag Droschl“. In: manuskripte. 1996. H.132. S.105–107.
- Moser, Samuel:** „Parallelgemurr“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10.8.1996. (Zu: „Unter sich“).
- Helbling, Hanno:** „...als schmale Schattengestalt gespiegelt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8.10.1996. (Zu: „Freie Hand“).
- Wöhrle, Bernd Erich:** „Kein Autor im Overall“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 20.10.1996. (Zu: „Freie Hand“).
- Schlaffer, Hannelore:** „Ein Quaßler unter Göttern“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.11.1996. (Zu: „Freie Hand“).
- Engler, Jürgen:** „Der Autor als Hirngespinst“. In: Neue Deutsche Literatur. 1996. H.6. S.126–130. (U.a. zu: „Freie Hand“).
- Schafroth, Heinz F.:** „Die Kunst, ziemlich souverän aneinander vorbei zu schreiben“. In: Basler Zeitung, 7.2.1997. (Zu: „Unter sich“, „Freie Hand“).
- Riha, Karl:** „Ein Kaleidoskop, in dem es blitzt“. In: Frankfurter Rundschau, 21.6.1997. (Zu: „Freie Hand“).

Aeschbacher, Marc: „Prolegomena zur Entwicklung neuer hermeneutischer Praxisformen für die Befassung mit hermetischen Texten der neuesten Schweizer Literatur“. In: Romey Sabalius (Hg.): Neue Perspektiven zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz. Amsterdam (Rodopi) 1997. (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 40). S.235–247.

Egyptien, Jürgen: „Romane und Erzählungen aus der Schweiz“. In: Horst Glaser (Hg.): Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995. Bern (Haupt) 1997.

Engeler, Urs: „Schweizer Lyrik – Lyrik aus der Schweiz“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Literatur in der Schweiz. TEXT + KRITIK. 1998. Sonderband.S.94–110.

Jdl.: „Zwischen Zinn und Ober“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17.12.1998. (Zu: „Nach der Stimme“).

Rupprechter, Walter: „Zu Felix Philipp Ingolds ‚Projekt einer Universalpoetik‘“. In: Journal of German Studies (City of Tokyo University, College of Humanities). Bd.303. 1999. S. 189–206.

Werth, Wolfgang: „Kreisatur“. In: Süddeutsche Zeitung, 27./28.5.2000. (Zu: „Schweigen“).

Schmid, Ulrich M.: „Auf der Kippe“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17.10.2000. (Zu: „Bruch“).

Riese, Hans-Peter: „Das wird noch ein Nachspiel haben“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.1.2001. (Zu: „Bruch“).

Zingg, Martin: „Lyrisches Diarium“. In: Neue Zürcher Zeitung, 15.2.2001. (Zu: „Auf den Tag“).

Frey, Hans-Jost: „Ingolds Kürze“. In: manuskripte. 2001. H.151. S.129–131.

Räkel, Hans-Herbert: „Nicht seitenverkehrt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.3.2001. (Zu: „Auf den Tag“).

Schahadat, Schamma: „Nach uns die Revolution“. In: Süddeutsche Zeitung, 24./25.3.2001. (Zu: „Bruch“).

Lötscher, Christine: „Es braucht Dunst, damit man Klarheit hat“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 16.10.2002. (Zu: „Jeder Zeit“).

Moser, Samuel: „Gottchen, Zeitchen, Alterchen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8.1.2003. (Zu: „Jeder Zeit“).

Zingg, Martin: „Soll ich sagen das Vergessen ist / mein Fest“. In: Basler Zeitung, 20.6.2003. (Zu: „Jeder Zeit“).

Segebrecht, Wulf: „Vom Klacken der Konjunktionen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.9.2003. (Zu: „Jeder Zeit“).

Ledebur, Benedikt: „Zur Poetik Felix Philipp Ingolds“. Laudatio zur Verleihung des Ernst-Jandl-Preises 2003. In: manuskripte. 2003. H.162. S.116–120.

anonym: „Versuche zu einer Universalpoetik“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16./17.4.2005. (Zu: „Im Namen des Autors“).

König, Christoph: „Der Rhythmus, wo ich mitmuß“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.5.2005. (Zu: „Im Namen des Autors“).

- Baschera, Marco:** „Zur dichterischen Pflege des Buchstabens“. In: Schweizer Monatshefte. 2005. H.8/9. S.51f. (Zu: „Im Namen des Autors“).
- Moser, Samuel:** „Die Lautlosigkeit des Gedichts“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18./19.2.2006. (Zu: „Wortnahme“).
- Hartung, Harald:** „Rilke muß noch besser werden“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.7.2006. (Zu: „Wortnahme“).
- Bundi, Markus:** „Die Bestien und die Besten“. In: Basler Zeitung, 25.8.2007. (Zu: „Tagesform“).
- Baschera, Marco:** „Aus Versehen in Versen“. In: Schweizer Monatshefte. 2007. H.9/10. S.53f. (Zu: „Tagesform“).
- Aschenbrenner, Cord:** „Verschlungene Wege“. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.11.2007. (Zu: „Russische Wege“).
- Braun, Michael:** „Der Dazwischer“. In: Schweizer Monatshefte. 2007. H.11. S.54. (Zu: „Tagesform“).
- Cotten, Ann:** „Anmerkungen zu Felix Philipp Ingolds ‚Randnotizen zu Beispieltexten‘“. In: manuskripte. 2007. H.178. S.173–175.
- Moser, Samuel:** „Zwerg Berg Werk“. In: Neue Zürcher Zeitung, 15.1.2008. (Zu: „Tagesform“).
- Dora, Cornel** (Hg.): „Prager Frühling 1968. Erinnerungsstücke aus der Sammlung Felix Philipp Ingold“. St. Gallen (Kantonsbibliothek Vadiana) 2008. (= Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vadiana 22).
- Müller, Burkhard:** „Lesen macht klug“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.8.2009. (Zu: „Gegengabe“).
- Zingg, Martin:** „Poetische Rückschau“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.8.2009. (Zu: „Gegengabe“).
- Fues, Wolfram Malte:** „Gabe gegen Gabe“. In: Schweizer Monatshefte. 2009. H.973. S.45–48. (Zu: „Gegengabe“).
- Rothschild, Thomas:** „Früchte der Zivilisation“. In: Freitag, 3.12.2009. (Zu: „Die Faszination des Fremden“).
- Messmer, Matthias:** „Die Strategie der Nachahmung“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.12.2009. (Zu: „Die Faszination des Fremden“).
- Baschera, Marco:** „Après vous, chère langue!“. In: Schweizer Monatshefte. 2010. H.975. S.60. (Zu: „Gegengabe“).
- Lüthi, Ariane:** „Felix Philipp Ingold, Gegengabe“. [Rezension]. In: Variations. Literaturzeitschrift der Universität Zürich. Bd. 18.2010. S. 258–260.
- Ebel, Martin:** „Wörter lügen, kunstvoll gesetzte Wörter lügen besser“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 23.9.2011. (Zu: „Alias“).
- Moser, Samuel:** „Ein Fest des Erzählens“. In: Neue Zürcher Zeitung, 20.10.2011. (Zu: „Alias“).
- Reinacher, Pia:** „Die Alten dominieren“. In: Die Weltwoche, 27.10.2011. (U.a. zu: „Alias“).
- Probst, Maximilian:** „Im Gulag der Postmoderne“. In: Die Zeit, 1.3.2012. (Zu: „Alias“).

Stolzmann, Uwe: „...wie's hier von Versen wimmelt“. In: Neues Deutschland, 15.3.2012. (Zu: „Als Gruß zu lesen“).

Veit, Birgit: „Wider die prachtvolle Monotonie“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.5.2012. (Zu: „Als Gruß zu lesen“).

Holm, Kerstin: „Weltatem der Überlieferung“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.7.2012. (Zum 70. Geburtstag).

Schmid, Ulrich M.: „Das Leben als Werk“. In: Neue Zürcher Zeitung, 25.7.2012. (Zum 70. Geburtstag).

Törne, Dorothea von: „Ergründe, was verschwinden wird. Weltformeln für den Weltuntergang: Neue Gedichte aus einem nervösen Zeitalter“. In: Die Welt, 3.11.2012. (U.a. zu: „Als Gruß zu lesen“).

Klier, Walter: „Umgepflügte Literaturlandschaft“. In: Wiener Zeitung, 2.3.2013. (U.a. zu: „Als Gruß zu lesen“).

U.Sm.: „Hundert Jahre nach dem grossen Bruch“. In: Neue Zürcher Zeitung, 5.9.2013. (Zu: „Der große Bruch“).

Schulz, Gerhard: „John Potocki gegen den Rest der Welt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.1.2014. (Zu: „Noch ein Leben“).

Langenbacher, Andreas: „Schachtelroman oder Computerspiel“. In: Neue Zürcher Zeitung, 15.2.2014. (Zu: „Noch ein Leben“).

Braun, Michael: „Starke Dichtung als Lebenselixier“. In: Neue Zürcher Zeitung, 21.10.2014. (Zu: „Leben & Werk“).

Lötscher, Christine: „Welt aus Sprache“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 27.11.2014. (Zu: „Leben & Werk“).

Geisler, Eberhard: „Eine Übung in Gegenwärtigkeit“. In: die tageszeitung, 23.2.2015. (Zu: „Leben & Werk“).

Schmid, Ulrich M.: „Als auch Dichter Genugtuung forderten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.6.2016. (Zu: „Das russische Duell“).

Pöhlmann, Christiane: „Aus den Eskapaden eines Querdenkers“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17.11.2016. (Zur Übersetzung von Dostojewskis „Aufzeichnungen“).

Zingg, Martin: „Der Schreibtisch weiss alles vom Autor“. In: Neue Zürcher Zeitung, 24.7.2017. (Zu: „Direkte Rede“, „Niemals keine Nachtmusik“, „Fortschritt“).

Pohl, Ronald: „Heimflug im Doppelsturz mit Ikaros“. In: Der Standard, Wien, 25.7.2017. (Zum 75. Geburtstag).

Schmid, Ulrich M.: „Wo Leben überleben bedeutet, hat der Tod einen ganz anderen Stellenwert“. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.12.2017. (Zu: „Weltende“).

Neumann, Kurt: „Wir sind das, wodurch der Tag sich verfinstert“. In: Der Standard, Wien, 21.4.2018. (Zu: „Niemals keine Nachtmusik“).

Jandl, Paul: „Eine Figur verschwindet in ihrer Geschichte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26.11.2018. (Zu: „Die Blindgängerin“).

Pöhlmann Christiane: „Der Insulaner verliert die Ruhe nicht“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. 7. 2022. (Zu: „Die Zeitinsel“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.10.2022

Quellenangabe: Eintrag "Felix Philipp Ingold" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000656>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)